Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 97. Bromberg, den 18. Mai 1927.

Grit und die Drei.

Roman von Curt Seibert.

(8. Fortsetzung.)

Wo ist Herr Amberg?

Rita Amberg hatte es nicht leicht mit ihrem Vater, dessen Gesundheit sich zusehends verschlechterte und mit dem man seit Tagen kein vernünftiges Wort mehr reden konnte. Sie fühlte, daß man einer Katastrophe zutrieb, ohne daß man Einhalt gebieten konnte.

Nie hatte ihr Vater früher Geheimnisse vor ihr gehabt, und nur im Falle Alcolm gab er keine Antworten, wenn man ihn fragte. Bert glaubte zwar, daß sie es gewesen sei, die ihren Vater angestiftet habe, ihn ins Geschäft zu nehmen, das war natürlich gelogen. In Wirklichkeit war der alte Amberg eines Tages nach Hause gekommen und hatte gesagt, man müsse etwas für diesen unschuldig Verdächtigen tun. Und sie hatte sich noch mit ihm gestritten.

„Wer weiß, ob er's nicht doch getan hat?"

Aber er war der festen Meinung gewesen, Alcolm sei bestohlen worden, und schließlich hatte sie ihn dabei gelassen. Was ging sie der wildfremde Mann an? Bis sie ihn dann gesehen hatte und sich in ihn verliebte. Vielleicht war auch etwas Sensationslust dabei, diesen gerade zu besitzen, von dem die ganze Stadt sprach.

Und nun, nachdem längst Gras über den Diebstahl gewachsen war, fing der Vater wieder davon an. Sie bekam nicht recht heraus, worauf er hinaus wollte, nur so viel sah sie, daß er sich den ganzen lieben Tag damit beschäftigte. Dabei vernachlässigte er das Geschäft vollkommen, und verfiel sichtlich an Körper und Geist. Manchmal dachte sie schon, er redet irre.

Um sich mit einem Menschen darüber aussprechen zu können und um endlich einmal hinter das Geheimnis zu kommen, das hinter ihrem Vater und Alcolm steckte oder nicht steckte, ließ sie ihn zu sich heraufbitten. Er kam kurz nach fünf Uhr, sie hatte den Teetisch gedeckt und erwartete ihn im blauen Salon, wo sie bereits einmal allein gewesen waren.

„Guten Tag", sagte er kurz, ging auf sie zu, küßte ihr die Hand und blieb stehen. „Es ist gut, daß Sie mich haben rufen lassen, ich wollte sowieso mit Ihnen reden . . ."

Rita setzte sich in einen der tiefen Sessel.

„Warum sagst du Sie zu mir?"

„Ich dachte, in der Wohnung deines Vaters und dann möchte ich ganz geschäftlich mit dir sprechen . . ."

„Jaja, ich möchte auch ganz geschäftlich mit dir sprechen, das ist doch kein Grund, plötzlich den Ton zu ändern. Du bist wohl auch ein bißchen krank, mein Lieber?"

Bert rückte an seiner Krawatte und nahm endlich Platz. Sie hob den Deckel der Teekanne, sah nach, ob er genug gezogen habe, und goß dann ein. Zuerst drei Stück Zucker, dann Sahne, und den Tee darauf, möglichst stark, wie er ihn liebte.

„Daß ich etwas nervös bin, gebe ich zu", sagte er, „aber krank bin ich eigentlich nicht, und was heißt „auch"?"

„Na, mein Vater ist gar nicht auf dem Posten . . ."

„Über ihn wollte ich gerade mit dir sprechen", sagte Bert.

„Über meinen Vater? Ist dir auch aufgefallen, daß er so seltsam ist? Und daß er manchmal ganz verrücktes Zeug redet?"

„Ob er verrücktes Zeug redet, weiß ich nicht, mit mir redet er seit Tagen nicht, redet überhaupt mit keinem Menschen mehr im Geschäft. Aber seltsam benimmt er sich schon, das muß man sagen. Und wenn er sich weiter so benimmt, dann können wir Konkurs anmelden."

Rita sprang auf.

„Konkurs — —?"

„Setz' dich nur hin, ich erklär' dir alles in Ruhe."

„Da soll jemand ruhig bleiben, wenn du mir sagst, daß wir bankerott sind?"

„Ich dachte, das hättest du lange gewußt?"

„Mach' keine dummen Witze, ich liebe so was nicht", rief sie.

„Schön, also ernsthaft. Dein Vater nahm mich in sein Geschäft, als es bereits nicht sehr gut stand, aber noch zu retten war. Er hatte damals irgendwie Bargeld bekommen und das kam uns zugute, du weißt ja selbst, wie man heute jede baren tausend Mark gebrauchen kann. Es sah auch so aus, als sollten wir wieder auf einen grünen Zweig kommen, wie gesagt, es sah so aus, da begann dein Vater plötzlich Geld aus dem Geschäft zu ziehen . . ."

„Wieviel?"

„Ich weiß es nicht genau im Moment, aber der Kassierer kann es dir auf jeden Pfennig sagen, jedenfalls sind es viele Tausende, ja ich möchte schwören, daß es bereits mehrere Zehntausende sind."

„Und wofür? Wofür braucht er dieses bare Geld?" stieß sie atemlos hervor.

Bert zuckte die Schultern.

„Dein Vater ist mir keine Rechenschaft schuldig, auch gibt er keine Antwort, wenn man ihn etwas fragt . . ."

„Ganz wie bei mir", warf sie dazwischen.

„Fest steht, daß er seit Wochen jeden Tag an die Kasse kommt und Geld verlangt. Wir haben bereits versucht, ihn zu täuschen, indem wir sagten, es sei keines oder weniger, als er haben wollte, da. Er aber weiß ganz genau Bescheid und verlangt stets Summen, die gerade eingegangen sind."

„Und er sagt niemals, was er mit dem Geld macht? Vielleicht hat er es in ein anderes Geschäft gesteckt?"

„Das halte ich für ausgeschlossen. Die Einzelbeträge sind zu klein, um Geschäfte zu machen, und wenn schon, dann scheinen diese seltsamen Geschäfte keinen Nutzen abzuwerfen, denn bisher ist noch nichts davon zu spüren gewesen."

„Ja, hast du ihn denn gar nicht darauf aufmerksam gemacht, daß er das Geschäft, sich und mich ruiniert? Soviel Einsehen, soviel Vernunft wirst du doch noch gehabt haben."

„Ich wohl, aber er nicht", sagte Bert. „Ich habe ihm alles gesagt, und er hat dazu genickt, als wenn er verstehe. Es schien jedoch so, als wenn er keine Ahnung habe, um was es gehe."

„Dann muß man ihn unter Kuratel stellen", schrie sie.

„Um Gottes willen, schrei doch nicht so. Ich bin doch deshalb gekommen, um in deiner Gegenwart noch einmal mit ihm zu sprechen. Wo ist er denn? Kannst du mich anmelden?"

„Wer? Wie? Bei wem? Vater? Der ist nicht hier, ich dachte, er sei im Geschäft?"

„Er ist den ganzen Tag noch nicht im Geschäft gewesen, sonst hätte ich dich hingebeten, um dort mit ihm in deiner Gegenwart zu sprechen, aber weil er den ganzen Tag nicht

erschien, wollte ich hierherfahren, da kam dein Anruf, ich möchte kommen."

„Vater ist heute morgen wie immer weggegangen, ins Geschäft, wie er sagte, er war zum Essen nicht hier, so nahm ich an, daß er in der Stadt gegessen habe . . ."

„Möglich, jedenfalls habe ich ihn heute nicht gesehen."

„Das kann ich mir gar nicht erklären, was soll ich nur tun?"

„Am besten wird sein, wir warten auf ihn, ich wollte ihn auch noch um etwas bitten", sagte Bert.

„Um was, wenn man fragen darf?"

Er stand auf und sagte kurz:

„Ich wollte ihn um meine Entlassung bitten."

Rita sah ihn durch halbgeschlossene Augen an.

„Die Ratten verlassen das sinkende Schiff?"

„Nein, durchaus nicht. Ich bitte, meine Handlungsweise nicht mißzuverstehen, und niemandem ist es peinlicher als mir, gerade in einem solchen Augenblick kündigen zu müssen, aber ich tue es bestimmt nur aus rein persönlichen Gründen."

„Ach so", machte sie, „ich bin dir nicht mehr gut genug?"

„Liebe Rita, das ist auf alle Fälle sehr schief ausgedrückt . . ."

„Aber es trifft den Kern der Sache. Laß nur. Ich weiß, was los ist, du hast ihre Adresse entdeckt."

Er nickte nur stumm. Da stand sie auf, legte ihm den Arm um den Hals und küßte ihn.

„Ist gut, Bert, es ist nichts dran zu ändern. Ich hab' dich lieb gehabt auf meine Weise, sie liebt dich mehr, glaubst du, da kann man nichts machen."

„Wohin gehst du?" rief er ihr nach, da sie schnell aus dem Zimmer verschwand.

„Für das Abendessen sorgen, du wirst doch Hunger haben?"

Als Amberg bis nachts um ein Uhr noch nicht zurückgekehrt war, gingen sie auf die Suche nach ihn.

Der lückenlose Beweis.

Daß die Täterschaft des Herrn Makkentin nicht in Frage kam, hatte Dr. Orion inzwischen festgestellt, und er war froh, diese Spur, an die er nie geglaubt, rasch wieder verlassen zu können.

Diese Feststellung war auf sehr einfache Weise gelungen, nämlich mit der Uhr in der Hand. Makkentin war an dem Abend auf seinem Gute um halb zehn angekommen, der Inspektor entsann sich ganz genau dieser Zeit. Wenn Makkentin aber den Schlitten Eggebrechts benutzte, mußten die beiden etwa zehn Minuten vor halb an der Mordstelle angekommen sein. Nun war aber ganz ausgeschlossen, daß jemand den Weg von dort zurück zur Römerstraße und von da zum Gutshof in zehn Minuten zurücklegte. Orion war selbst die Strecke abgegangen. Allein von der Stelle, an der Makkentin den Schlitten verlassen haben mußte, ging man bei Schnee zwanzig Minuten. Das aber stimmte ganz genau mit der Strecke überein, die Eggebrecht allein noch zurückgelegt hatte, bis ihn die tödliche Kugel traf.

Ein Telephongespräch mit Makkentin klärte die ganze Sachlage auf. Eggebrecht hatte ihn am Bahnhof angesprochen, wohl in der Meinung, er sei der telegraphisch angekündigte Bekannte, er habe aber keine Ahnung gehabt, wen er vor sich hatte. Später im Schlitten, der ihn einholte, sprach er mit dem Insassen kein Wort und erfuhr erst später, daß jener Herr Eggebrecht gewesen sei.

Um nicht in Zeitverlust bringende Fragen verwickelt zu werden, habe er bisher geleugnet, ihn zu kennen, was ja auch nicht den Tatsachen entgegensprach. Er stehe aber nunmehr gern zu weiterer Aussprache zur Verfügung. Orion hatte geantwortet, daß er vorderhand ihn nicht mehr brauche.

Um so lückenloser schloß sich der Indizienbeweis zu Ungunsten seines Freundes Alcolm.

Dr. Orion hatte nämlich eine seltsame Entdeckung gemacht. Am Nachmittag, als der Arzt bei ihm gewesen, ließ er Fräulein Grit durch Inspektor Ehrngruber ein wenig ausfahren, wie er sagte, damit sie mal Luft schöpfte und auf andere Gedanken komme, in Wahrheit, um sich ihre Zimmer einmal näher anzusehen. Im Grunde war er überzeugt, daß der Tod des Barons mit ihr irgendwie, wenn auch lose, zusammenhänge, und daß man nach Männern suchen müsse, die sich für dieses schöne Mädchen interessierten.

Grit bewohnte zwei kleine Räume, die nicht eben pompös ausgestattet, aber mit Geschmack eingerichtet und liebevoll in Ordnung gehalten waren. Alles war musterhaft aufgeräumt, sogar der Schreibtisch, als sei er noch niemals benutzt worden. Die Schubladen standen nicht offen, waren aber auch nicht verschlossen. Grit hatte keine Geheimnisse. Und Dr. Orion kramte in den Briefschaften nur oberflächlich, um sein Gewissen zu beruhigen, nichts unversucht gelassen zu haben in dieser Affäre, die immer verwickelter wurde, je mehr man darüber nachdachte.

Zwei Dokumente erregten seine Aufmerksamkeit, das eine war ein kleiner Zettel, das andere ein Brief, der noch in einem als Eilbestellung frankierten Kuvert lag. Der Zettel lautete:

„Bin in der Nähe. Erwarte Dich heute abend im Albrechthain."

Der Zettel trug kein Datum. Der Brief war länger und enthielt mehrfach die Bitte, unter keinen Umständen jemandem zu sagen, daß der Schreiber bei ihr gewesen sei. „Auch Orion nicht", stand zum Schluß. Unterschrieben war er mit einem B. Die Handschrift auf beiden Dokumenten war dieselbe, eine klare, etwas geschäftsmäßige Männerhand.

Aber Orion brauchte nicht erst ein Rätselraten anzustellen, um zu wissen, daß Bert dies geschrieben hatte. Er kannte diese Handschrift. Der Brief trug das Datum des 9. November und es hießt darin:

„. . . daß ich g e s t e r n bei Dir war . . ."

Somit stand fest, daß Alcolm am Tage des Mordes seine Braut abends um acht Uhr in den Albrechtshain bestellt hatte. Von diesem Hain aber führte jener schmale Pfad um den Sumpf, von dem aus der tödliche Schuß abgegeben worden sein mußte!

Eine dumme Geschichte, dachte er. Warum hat er mich angelogen? Und warum hat er sie gebeten, gerade mir nichts zu sagen? Fürchtete er, daß ich Verdacht gegen ihn hegen könnte? Daß Grit die beiden Dokumente nicht vernichtet hatte, war eher erklärlich, gibt es doch Frauen, die sich von keinem Lebenszeichen des Geliebten zu trennen vermögen, selbst wenn es ihnen Unglück bringen kann.

Bert war also nur wenige Stunden dagewesen und hatte in der Nacht noch Kleinmöhlen verlassen, denn der Eilbrief war am anderen Tage in der Frühe schon geschrieben, kurz nachdem . . . richtig! . . . kurz nachdem Bert bei ihm im Bureau gewesen war. Und jetzt fiel ihm ein, daß er merkwürdig blaß geworden war, als er ihm erzählt hatte, der Baron sei ermordet worden, und er werde die Untersuchung führen. Wie aber konnte Alcolm wissen, daß Eggebrecht an diesem Abend allein ausfahren werde?

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod des Bauern.

Skizze von **Wolfgang Federau.**

Fast fünfzig Jahre hindurch, von der Schulzeit an, hatte der Bauer seine Scholle bearbeitet, dies kleine Stück Erde, das sein Eigentum war. Hier hatte er gesät und geerntet, gepflügt und gedüngt und gegraben. Er hatte mit dieser Erde gerungen, als wäre sie sein Feind, und ihr sein Herz hingegeben, als wäre sie seine Geliebte. Alle Kraft seines Lebens nahm er aus diesem Boden, alle Kräfte gab er ihm zurück. Und die Erde selbst? Sie hatte ihn mit reichen Ernten beschenkt und ihn mit Hagel, Mißwuchs und Hunger gedemütigt.

Der Bauer aber wurde nur stärker und zäher und härter in diesem wechselnden Kampf. Er wuchs in ihm und mit ihm wie ein Baum, den der Sturm peitscht und den die Sonne liebkost, der aber um so trotziger seine Wurzeln ins Erdreich krallt, es um so fester umschließt und umfängt. Seine Haut wurde rot, braun und rissig, sein Gang schwer und ernst, aber seine Kraft blieb, und es blieben sein Glaube und seine Liebe.

Bis ihn schließlich der Tod anfiel, wie die Axt in den Stamm des Baumes schneidet. Es war eigentlich keine Krankheit, es war der erste Hieb des Sensenmannes auf seinen Lebensbaum. Und er saß! An einem Morgen, als die vollen Garben golden und ausgereift auf den Feldern standen und alle Hände draußen gebraucht wurden, um die Ernte einzubringen, ehe das sonnige Wetter vom Regen abgelöst wurde, an einem solchen Morgen versuchte der alte Bauer aufzustehen, sank aber stöhnend in die Kissen zurück.

„Vater, was ist dir?" fragte sein Sohn ängstlich, als er ihn so vorfand, und suchte im Halbdunkel der Kammer das Gesicht des Kranken.

„Nichts, nichts", murrte der Alte und wandte sein Antlitz der Wand zu. „Ich bin nicht ganz wohl heute. Ihr müßt sehen, ohne mich fertig zu werden."

Der Sohn, halb beruhigt, nagte an der Lippe. Schlimm trotzdem, eine Arbeitskraft fehlte, und die Zeitung sprach von baldigem Witterungsumschlag. Aber konnte man den Kranken so allein lassen? Es ging wirklich nicht.

„Ich werde Hedwig sagen, daß sie bei dir bleibt, Vater", meinte er zögernd.

Der Alte wandte sein Gesicht, mühsam hob er sich etwas hoch, Zorn brannte aus seinen fieberglänzenden Augen.

„Du bist wohl verrückt", brummte er. „Jetzt, mitten in der Ernte! Bös' genug, daß ich nicht mit kommen kann; noch einer ist nicht zu entbehren. Seht nur zu, daß ihr's draußen schafft. Ich selbst — brauche niemand!"

Jetzt trat auch Hedwig, die Schwiegertochter, in die Kammer. Sie erkannte rasch, worum es ging. Über ihr gesundes, junges Gesicht flog ein Schatten ehrlicher Besorgnis und Kümmernis, aber da sie die Hartnäckigkeit des Alten genug kannte, hielt sie es für überflüssig, viel Worte zu machen. Sie wechselte einen Blick mit ihrem Mann und trat an das Bett des Alten.

„Selbstverständlich gehe ich mit aufs Feld, Vater," sagte sie zu dem Kranken, während ihr doch eine leise Angst in der Kehle saß. Aber sie wagte es nicht, ihrer Unruhe durch eine besorgte Bewegung, eine kleine Liebkosung Ausdruck zu geben. Sie versuchte zu lächeln. „Du hast es eben etwas schwer gehabt in den letzten Tagen und bist doch der Jüngste nicht mehr. Ein, zwei Tage Ruhe, und es ist wieder alles in Ordnung. Ich werde dir Milch und Wasser und ein bißchen Essen ans Bett stellen, paß auf, zu Abend bist du wieder ganz munter."

Der Alte wollte befriedigt lachen, ein jäher Schmerzanfall zerschnitt die Gebärde. „Tüchtiges Frauenzimmer", dachte er noch, aber er hütete sich wohl, es auszusprechen. Man ist auf dem Lande sparsam mit Anerkennungen. Das führt zu nichts und macht den anderen nur faul und eitel.

Ehe sie gingen, ließ der Bauer sein Bett ins Wohnzimmer hinüber tragen und alle Fenster weit öffnen. Da konnte er, wenn er den Kopf hob, hinaus sehen über ein Stück Feld hinten am Horizont. Auch jener Fleck Erde gehörte ihm.

Er hörte noch den leeren Leiterwagen über die Kopfsteine des Hofes rattern und dröhnen, hörte den Knall der Peitsche und ein paar abgerissene Worte von Hedwig, deren rotes Kopftuch in der frühen Sonne wie ein blutiger Fleck leuchtete. Die anderen aus dem Dorfe waren wohl schon längst draußen. Dann wurde es ganz still, nur die Hühner scharrten emsig vor dem Hause, bald wurden auch sie schläfrig und buddelten sich mit leisem Glucksen in den Staub hinein.

Den Bauern fror ein wenig unter seinen beiden Federbetten, trotz der brütenden Hitze, die von draußen herein strömte. Dieses Frieren, dieses zeitweilige Zusammenschauern hielt ihn wach, verhinderte ihn am Einschlafen. Seine Gedanken kamen und gingen auf krausen, wunderlichen Wegen. Zum ersten Male hatte er Zeit, über sein Leben nachzudenken. Dieses Leben, so gradlinig, so schlicht und einfach, mit vieler, vieler Mühe und karger Ruhe — war es reich gewesen oder arm? Er wußte es nicht. Es war das Leben eines Bauern, der mit seiner Scholle verwurzelt ist und sterben würde, wenn man ihn herausrisse und anders wohin verpflanzte. Viele, viele Sorgen, gewiß. Aber gab es nicht auch Glück in diesem Leben? O doch — oder war es kein Glück damals, als der Junge geboren wurde? Und dann der Tag, da Hedwig ins Haus kam! Sein Sohn hatte gut gewählt — wie frisch und tapfer hatte Hedwig gleich zugegriffen. Alle schwere Arbeit hatte sie seiner Frau — Gott hab' sie selig — aus den Händen genommen und ihr, der immer etwas Zarten, die letzten Jahre so sehr erleichtert. Nun würde er sie also bald wiedersehen, die Alte, droben im Himmel. Sie würden sich zusammen über ihre wohlgeratenen Kinder freuen, und wenn der Enkel geboren würde, dann wollten sie einen Stern vom Himmel pflücken und hinunterwerfen vor lauter Freude.

Glück? Der Alte lächelte vor sich hin. War es kein Glück, als er nach fünfjährigem Kampfe das Ödland oben an der Waldecke urbar gemacht hatte und zum ersten Male der Weizen dick und goldgelb seine Halme auf der neuen Erde wiegte? Als er genug Geld gespart hatte, um dem Nachbar Jochen den Streifen längs des Regengrabens abzukaufen, nach dem seit Jahren seine Sehnsucht ging? Hatte er nicht eigentlich immer Glück gehabt, war nicht sein Anwesen von Jahr zu Jahr schöner und größer und fruchtbarer geworden?

Der alte Mann faltete die Hände. Er sprach nie viel von der Kirche, aber ein kindliches Gottvertrauen lebte in seinem Herzen. „Vater unser, der Du bist im Himmel . . .", betete er mit flüsternder Stimme, und plötzlich fühlte er sich getröstet und geborgen. Sterben? Nun ja, er würde jetzt wohl sterben müssen — aber plötzlich schien es ihm gar nicht mehr so schwer. Man fiel ja nicht heraus aus Gottes großer Welt. Es müßte schön sein, einmal auszuruhen für lange, lange Zeit. Seine Frau hatte es ja geschafft, vor ein paar Jahren. Jetzt würde es ein heiteres Wiedersehen geben. Denn eigentlich — eigentlich hatte sie ihm sehr gefehlt all diese Zeit.

„. . . Unser täglich Brot gib uns heute. Der Bauer atmete tief. Ein sanfter zärtlicher Wind trug den Duft von Erde, Wiese und Feldern in die Stube. Immer, wenn er bewußt dieses Wort „Brot" aussprach, spürte er den Geruch. Wie schrecklich es sein muß, in den großen Städten zu wohnen, wo es nur Steine und Läden gibt, wo man der Erde so fern ist. Einmal hatte er eine Dame als Sommergast bei sich wohnen gehabt. Die wußte nicht einmal, welchen Weg das Getreide gehen muß, ehe es aus der Saat zum Brote wird. Keiner in den Städten aber weiß, auf welchem Felde der Weizen gewachsen ist, den man als Weißbrot dort zum Frühstück verzehrt.

Mehrere Stunden mochte der Bauer so gelegen haben, da kam der Hirtenjunge, den Hedwig vorausgeschickt hatte, um sich zu erkundigen, ob der Alte etwas brauche. „Wie steht's?" fragte der Kranke, und die wenigen Worte fielen ihm bereits schwer. Er winkte den Jungen dicht an sein Bett heran.

„Mit dem Ödland-Feld fertig", sagte der eifrig und sah nicht, wie der Bauer eine Ähre, die an seinem Kittel hing, behutsam abnahm. „Sie müssen gleich kommen mit dem Wagen, ich bin vorausgelaufen."

Der Alte winkte und wies den Jungen mit einer Kopfbewegung an, zurück zu gehen. Vielleicht konnte er noch irgendwie helfen.

Als der Junge verschwunden war, nahm der Bauer die Ähre und betrachtete sie ernsthaft. Ein volles, reiches Korn, das wie Gold glänzte. Er führte sie an die Lippen, preßte seinen welken Mund auf die Frucht. Er fühlte seine Füße nicht mehr, sie waren kalt und abgestorben. Aber in seinem Herzen war eine Wärme, die nicht aus dem Blut kam. Seine Züge lösten sich in einem Ausdruck vollkommenen Friedens. Noch hörte er ganz fern das Rumpeln des ersten hochgetürmten Erntewagens. Die Unruhe seiner schwieligen, verarbeiteten Hände legte sich, sein Kopf sank tief und schwer in die Kissen. Und er starb, ehe noch sein Sohn das Zimmer betreten hatte, ganz allein und ohne Kampf.

Auf seinen Lippen ruhte die Ähre — warm und golden schimmernd — wie ein Symbol.

Eine kostbare Frau

Humoreske von Bruno Christian.

Der Kunsthändler Franz Werner hatte in dem ersten Jahre nach der Schöpfung der festen Valuta ein seltsames Erlebnis, ein Eheerlebnis, ein geschäftliches Erlebnis. Es ist in diesem Falle dasselbe.

Herrn Werners Geschäft ging schlecht. Er konnte seine Frau nicht mehr an die Riviera fahren lassen; er konnte ihr nicht mehr die Kleider kaufen, die sie für das Haus, für die Straße, für die Gesellschaft, das Theater und die Reise, für das Gebirge und den Strand als notwendig erachtete, er mußte sie bitten, sich auf das Notwendigste zu beschränken.

„Warum?" fragte die schöne Frau böse.

„Weil die Kasse völlig leer ist, liebe Emilie. Sparsamkeit ist das Gebot der Stunde, und von einer Frau muß man doch verlangen . . ."

„Von einer Frau kann man nicht verlangen, daß sie nackt umherläuft. Ich verstehe nicht, wie du in solchem Zusammenhange von Sparsamkeit reden kannst, lieber Franz. Ich weiß nur, daß es noch immer Kunsthändler genug gibt, die in der Lage sind, ihre Frauen richtig anzuziehen. Man muß natürlich sein Geschäft verstehen."

Da warf ihr der Gatte einen dolchscharfen Blick zu, ging zur Tür hinaus und schlug sie mit einem Krach hinter sich zu. Sollte er erst sie und dann sich töten? Vermittels eines kleinen Brownings? Oder sollte er nur sich allein töten und sie der Reue überlassen? Das waren seine Gedanken in der nächsten Nacht, soweit sein gequältes Hirn nicht über der Frage brütete, ob es für ihn nicht die höchste Zeit sei, auf das Amtsgericht zu gehen und seinen Konkurs anzumelden. Neben ihm schlummerte seine Frau, friedlich wie ein Kind. Vielleicht träumte sie von klugen, starken Männern, die kraft geschäftlicher Tüchtigkeit imstande sind, einer Frau jeden Wunsch zu erfüllen, z. B. den nach einer langen, schimmernden Perlenkette, die einen schönen Hals so wundervoll kleidet, oder nach einer Reise in der ersten Kajüte eines großen Salondampfers nach Amerika oder nach einem neuen Auto.

Herr Werner wollte sich gerade zu dem schweren Gange aufs Gericht anschicken. Er überlegte noch, ob er seiner Frau, nachdem das Furchtbare geschehen, eine reinliche Scheidung vorschlagen sollte — da trat Mr. Carter in sein Privatkontor, Mr. Carter aus Neuyork, der von ihm in den letzten Jahren zahllose Werke der bildenden Kunst zu Inflationspreisen gekauft hatte.

„Good Morning, Mr. Nörrner", sagte Mr. Carter. „Ich bin froh, daß Sie gesund sind."

„Ha, Mr. Carter, was führt Sie denn wieder nach hier? Ich bin ausverkauft."

„Nicht, was Sie denken, Mr. Nörrner; ich suche eine Frau, aber über das später. Ist Mrs. Nörrner auch gesund? — Oh, ich bin froh zu hören, daß sie ist. Wie ist business, wie ist Geschäft?"

„Faul, Mr. Carter, oberfaul.“

„Sehr gut, Mr. Uörrner. Ich weiß, überall oberfaul in your country. Auf der andern Hand, wir machen ein splendid business in Amerikä. Sie zweifeln nicht? Ich hoffe, Ihre ausgezeichnete Frau Gemahlin ist nicht verreist. — Oh, ich bin froh, sie ist nicht. Mrs. Uörrner liebt Amerikä sehr. Amerikä ist das wonderfullste Land in der Welt. Sie zweifeln nicht, Mr. Uörrner?“

Herr Werner bestätigte, daß er die Vereinigten Staaten für die wundervollste Schöpfung Gottes und der Menschen halte. „Ich habe einmal Mrs. Uörrner gefragt: Wollten Sie gern in Amerikä wohnen? Und sie sagte: Ich wollte gern, aber ich kann nicht. Die Umstände erlauben es nicht. — Well, Mr. Uörrner, ich bin gekommen, die Umstände zu — glattmachen. Sie verstehen, Mr. Uörrner?“ — „Ich verstehe kein Wort.“

„Sie werden verstehen. Ich liebe deutsche Frauen, sehr. Amerikä ist das wonderfullste Land der Welt, aber die amerikanischen Frauen sind nicht die wonderfullsten der Welt. Ich sage das, obgleich ich sehr ein Patriot bin. Viele Männer in Amerikä beginnen zu sehen, daß ihre Frauen sie tyrannisieren, in Sklaven verwandeln, ausbeuten, nur ihr Geld lieben.“

„Das ist hier anders“, sagte Herr Werner, „ganz anders.“

„Ich bin froh, daß es ist. Well, Mr. Uörrner, lassen sie uns zum Geschäft kommen. Wir haben zusammen viele ausgezeichnete Geschäfte gemacht diese letzten Jahre, haben wir nicht? Ich will Ihnen heute ein sehr ausgezeichnetes Geschäft anbieten. Hören Sie her. Ich liebe nicht lange Sätze. Fact is, Ihre vorzügliche Frau liebt Sie nicht. Es tut mir leid, aber ich habe bemerkt, Mrs. Uörrner liebt Sie nicht ein wenig. Aber sie liebt Amerikä. Well, hören Sie, ich wollte bereit sein, Ihnen 50 000 Dollar zu zahlen, wenn Sie Frau Emily nach Amerikä senden und sich auf einmal scheiden. Sie verstehen: Ehescheidung in a legal way.“

Herr Werner verstand Mr. Carter nicht sofort. Er faßte sich mehrmals an den Kopf und fragte sich, ob er oder der Amerikaner verrückt geworden sei — aber acht Tage später stand Frau Emilie reisefertig vor ihm, gab ihm einen Kuß, vergoß einige Tränen, sagte: „Franz, es mußte ja sein“ und reiste mit Mr. Carter nach Amerikä ab, weg von einem Manne, der sie nicht nähren und kleiden konnte. Herr Werner aber zahlte am selben Tage 50 000 Dollar auf seine Bank ein in dem Bewußtsein, noch niemals einen Kunstgegenstand so gut an den Mann gebracht zu haben, wie das Kunstwerk Emilie.

Es folgte für die Firma Franz Werner ein Jahr ersprießlichsten Geschäftsganges. Herr Werner bewies wiederholt eine glückliche Hand im Einkauf, beteiligte sich mit Erfolg an verschiedenen gewinnbringenden Unternehmungen und sah sein Vermögen bald auf das Doppelte anwachsen.

Er hätte ein glücklicher Mann sein können, wenn ihn nicht — die Sehnsucht nach Emilie mit jedem Monat stärker gequält hätte.

Als er eines Tages feststellte, daß sein Gewinn an einem Paket Aktien der Farbenindustrie eine sechsstellige Höhe erreicht hatte, reifte der Entschluß in ihm, an Mr. Carter ein Kabel-Telegramm zu senden, etwa des Inhalts: „Zahle für Emilie 50 000 Dollar bei sofortiger Rücksendung. Spesen zu meinen Lasten. Erbitte Kabelantwort.“ Er war gerade im Begriff, seinen A B C Code hervorzusuchen, um das Telegramm aufzusetzen, da betrat Mr. Carter sein kleines Privatbureau.

„Good morning, Mr. Uörrner. Ich bin froh, daß Sie gesund sind.“

„Ha, Mr. Carter. Was führt Sie wieder einmal nach Deutschland? Prächtig, daß Sie kommen. Ich habe gerade ein paar hübsche kleine Sachen für Sie.“

„Nicht das, Mr. Uörrner.“

„So, so. Wie geht es Ihnen, Mr. Carter? Wie geht es Ihrer ausgezeichneten Frau Gemahlin?“

„Sie weiß nicht, wie ausgezeichnet es ihr geht. Es ist Ihnen wohlbekannt, daß ich nicht liebe lange Sätze. So in einem Wort: Emily war ein Irrtum, Mr. Uörrner.“

Herr Werner wies höflich darauf hin, daß nach seiner einstigen Vereinbarung mit Mr. Carter Reklamationen ausgeschlossen sein sollten.

„Ich bin weit entfernt von jeder Art von Reklamationen, Mr. Uörrner. Aber fact is, sie liebt mich nicht. Es tut mir leid, zu sagen, ich habe bemerkt, sie liebt mich nicht ein wenig. Aber sie liebt Ihnen.“

„Diese Frauen,“ rief Herr Werner teilnehmend.

„Wir haben zusammen viele ausgezeichnete Geschäfte gemacht, Mr. Uörrner, haben wir nicht? Ich will Ihnen ein sehr ausgezeichnetes Geschäft anbieten gerade jetzt. Ich wollte bereit sein, Ihnen 50 000 Dollar zu zahlen, wenn Sie Mrs. Carter veranlassen, sich zu scheiden. Sie verstehen, a legal way.“

Herr Werner griff sich diesmal nicht an den Kopf, sondern fand den Vorschlag des Mr. Carter vernünftig und ernstlicher Prüfung wert.

In einem halben Jahre hatte sich Mrs. Carter in Frau Werner zurückverwandelt. Sie durfte sich des Bewußtseins erfreuen, daß sie zur Besserung der Handelsbilanz soviel beigetragen hatte, wie es von einer schwachen Frau gar nicht verlangt und erwartet werden konnte.

„Franz,“ sagte sie, als sie wieder auf deutschem Boden war und ihrem ehemaligen Gatten einen innigen Begrüßungskuß gegeben hatte, „das Leben hat mich in eine harte Schule genommen.“

Herr Werner war davon überzeugt, daß die harte Schule des Lebens, die sie genossen, und seine eigenen Dollars seinem neuen Ehebündnis zum Segen gereichen würden.

Bunte Chronik

* **Caruso und das Radio.** Die Witwe Carusos hat bei der amerikanischen obersten Steuerbehörde um Herabsetzung ihres Steuervoranschlages nachgesucht, da durch die Einführung des Radio die Phonographenindustrie schwere Verluste erlitten und auch die Carusoplatten nicht mehr den reißenden Absatz hätten wie vordem.

Rätsel-Ecke

Scharade.

Der Herbert, der nimmt sich
Die Alwine geschwind,
Und aus diesen zwei Namen
Entsteht dann ein Kind.

*

Reimergänzungs-Rätsel.

Das sind stets niedrige — ◡ — ◡,
Die keiner Arbeit Beifall — ◡,
Die immer nur die eigene — ◡,
Doch niemals fremde schützen — ◡,
Die, wenn sie schreiendes Unrecht —,
Mit schielenden Augen vorüber —
Und pfiffig denken: Was geht's mich —,
Seh' jeder, wie er sich wehren —!

Die Endteile dieses Sinngedichtes von Otto Promber sind durch Reimwörter zu ergänzen.

*

Ausschalt-Rätsel.

Wanderer, Frühstück, Schmetterling, Egoist, Wage, Willkomm, Ende.

Von jedem dieser Wörter ist eine Silbe zu entnehmen, um die Anfangszeile eines bekannten Liedes zusammenzustellen.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 92.

Geographisches Komma-Rätsel.

M	O	N	T	B	L	A	N	C
U		J		E		L		E
R		A		R		A		Y
R		S		L		S		L
A		S		I		K		O
Y		A		N		A		N

*

Rätsel: Spitzbube.

Besuchskarten-Rätsel: Interlaken.

Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.
Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.